



**Vortrag in Wolfsburg
50 jähriges Jubiläum Alvar Aalto Kulturhaus und Heilig-Geist-Kirche
6. September 2012**

"Kirche und Baukultur - Gedanken zur Einheit von Raum und Funktion"

- Es gilt das gesprochene Wort -

Vor wenigen Tagen ging eine Meldung durch die Zeitungen, die ich zuerst für einen Scherz hielt: Die Notkirchen von Otto Bartning sollten als Weltkulturerbe anerkannt werden. Da ich die Notkirchen von dem Kirchenbauarchitekten Otto Bartning relativ häufig gesehen habe, in Berlin und Hamburg, in Niedersachsen und im Rheinland, es sind einfach errichtete Holzbinderkonstruktionen mit einer Dachkonstruktion, deren Zwischenräume aufgefüllt wurden - nicht selten auch mit Trümmersteinen, dachte ich bei dieser Meldung an eine Zeitungssente. Diese Kirchen könne man doch nicht im Ernst als Weltkulturerbe vorschlagen, meinte ich, als ich an St. Michaelis in Hildesheim dachte oder an St. Marien in Lübeck. Beides großartige Bauzeugnisse, aus romanischer und gotischer Zeit, die mit dem Merkmal des Weltkulturerbes ausgezeichnet worden sind.

Es ist, so stellte sich später heraus, keine Zeitungssente, sondern eine mutige Initiative der Otto-Bartning-Gesellschaft, die aber, ich vermute, nicht allzu großen Erfolg haben wird. Doch ich unterstütze diese Initiative, denn sie lässt uns – und nicht nur den Architektenfans - zumindest das Augenmerk auf die Vielfalt des evangelischen Kirchbaus nach dem zweiten Weltkrieg werfen. Einige der Notkirchen späteren Typs, die aus diesem Notkirchenprogramm entstanden sind, Otto Bartning hatte vier Grundtypen entworfen, liegen zum Beispiel im Emsland, wo das Luthertum erst vor 100 Jahren so richtig mit Gemeindegründungen aufgetaucht ist. Und dort führte diese Initiative nun zu einem besonderen Besucher – und Medieninteresse. „Was sind das eigentlich: Notkirchen?“ fragte sich mancher und Medien berichten über einen Kirchenbautyp, den heute kaum noch jemand kennt. In der Betrachtung aber von Kirchenbauten nach dem zweiten Weltkrieg bekommt man auch eine Antwort auf die Frage, wie Kirche und Baukultur zusammenhängen, und von welchen geistigen und geistlichen, von welchen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bewegungen sie abhängig sind. Und man kann fasziniert schauen, wie sich Raum und Funktion vereinen.

Deshalb begrüße ich es sehr, wenn wir mit der Notkircheninitiative das Interesse auf eine spannende Periode des Kirchenbaus führen: Die Jahrzehnte nach 1945, die zu einer Flut von Neubauten geführt haben. Sie haben mit Ihrer Ausstellung und der Feier des Kirchenbaujubiläums der Heilig-Geist-Kirche in Wolfsburg einen eigenen Anteil an dieser Debatte. Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts ist in quantitativer Hinsicht wohl die produktivste Epoche des Kirchenbaus in Europa gewesen. In den 40 Nachkriegsjahren sind in Deutschland so viele Kirchen erbaut worden, wie in den fünf Jahrhunderten zuvor nicht. Waren Bartnings Notkirchen nach 1945 noch so etwas wie außeralltägliche, geheiligte Nischen und Versammlungsräume in der Trümmerlandschaft der Nachkriegszeit, so stellten sich bald eine Fülle von Baustilen und Bauformen im Kirchenbau dar, die es bis ins 20. Jahrhundert so nicht gegeben hatte. Die Notkirchen waren ein erster Reflex auf die große Zahl der Flüchtlingsströme, die zu Niederlassungen und dem Aufbau von Stadtquartieren in einem weitgehend zerstörten Land führten.

Mit dem Wiederaufbau des Landes und dem sogenannten Wirtschaftswunder ergab sich- und davon gibt die Stadt Wolfsburg ein Zeugnis, auch Möglichkeiten in den Kirchenbau zu investieren. Zugleich mussten nach dem II. Weltkrieg aber auch eine große Zahl von Kirchbauten aufgegeben werden, die vollständig zerstört worden waren. Allerdings muss man einschränken, dass die überwältigende Zahl der Kirchbauten, die teilweise zerstört oder gar vollständig zerstört worden waren, wieder aufgebaut worden sind. Dieses galt für den Bereich der Bundesrepublik, während es in der DDR noch weitere Kirchenzerstörungen oder Verwahrlosungen über Jahrzehnte gab und nur ein sehr verhaltenes Kirchenbauprogramm (welches erst in den 70iger Jahren einsetzte). Manchmal allerdings dauerte die „Wiederauferstehung“ einer Kirche dann mehr als 50 Jahre, wie man an der Dresdner Frauenkirche sehen kann.

Es gibt viele Gründe für die Formenvielfalt des Kirchenbaus und die mutigen Entwürfe, die in den 50iger und 60iger Jahren entstanden. Dazu später etwas mehr. Aber ein lebendiges Interesse auf diese Kirchbauten nutzt uns als Kirche, nutzt aber auch der Gesellschaft, weil es nur noch extrem wenig Bauten gibt, die so zeittypisch die gesellschaftliche Entwicklung und ihre Möglichkeiten nachzeichnen können wie die Kirchbauten. Sie sind die nutzbarsten Zeugen der Baukultur der 50iger und 60iger Jahre, die sonst vielfältig inzwischen wieder zerstört oder überbaut worden sind. Übrigens auch die ästhetische Entwicklung kann man an ihnen lernen. Welche Bedeutung Kunstwerke spielten, welche Werkstoffe wichtig wurden, welche Formen erprobt wurden. Wo gibt es heute noch „Nissenhütten“, die bewohnt werden“, wo finden sich Baracken, in denen heute noch Familien leben, so wie ich es aus meiner Kindheit noch als Lagerbaracke kannte? Die Notkirchen von Otto Bartning, die übrigens mit der Unterstützung des

Weltraum der Kirchen und amerikanischer Kirchen zwischen 1947 und 1949 errichtet worden sind, werden heute fast alle noch in ihrer ursprünglichen Art als Kirchen genutzt. Manchmal verändert, aber oftmals noch im Originalzustand erhalten. Für den regelmäßigen Gottesdienst und andere Gemeindeveranstaltungen. Übrigens sind diese Kirchen, so schlecht ihre energetische Qualität auch ist, heute viel günstiger zu sanieren als fast alle anderen Kirchenbauten, besonders der Beton-Brutalismus der 60iger Jahre.

Wir brauchen dringend eine lebendige Diskussion über die Qualität von Kirchenräumen, weil es in der Debatte um die Preisgabe, also den Verkauf, die Umnutzung oder den Abriss von kirchlichen Gebäuden immer wieder um die Kirchenbauten aus den 50iger und 60iger Jahren geht. Es besteht kein Zweifel, dass es in der Fülle der Kirchbauten in jenen Jahrzehnten auch eine große Anzahl von minderer ästhetischer Qualität gab. Mancher Raumentwurf ist nur spielerisch aber völlig unpraktisch, andere berücksichtigten nicht die liturgischen Prozesse, andere sind von minderer Bauqualität. Doch eine Auseinandersetzung über die Qualität dieser Bauzeugnisse ist notwendig, damit wir – nicht nur binnenkirchlich - entscheiden, welche Kirchen Bestand haben werden und damit, welche Baukultur wir erhaltenswert finden.

1. Für die Innovation des Kirchenbaus nach dem zweiten Weltkrieg gibt es eine ganze Reihe von Gründen.

Deshalb möchte ich beispielhaft einige Punkte nennen, die für den Kirchenbau typisch waren, die aber teilweise auch ein Gesamteindruck der Baukultur nachzeichnen.

Neuanfang: Zuerst einmal existierte eine Art Nullpunkt nach dem Ende des Krieges. Das berühmte Votum: Soviel Anfang war nie! setzte sich auch bei der Baukultur schnell durch. Es gab ein Neuanfang, der sich bewusst auch von den Erfahrungen der Vergangenheit absetzen wollte. Und bevor man zurückgriff auf die Bausprache des ausgehenden 19. Jahrhunderts orientierte man sich schnell an den Experimenten vom Beginn des 20. Jahrhunderts und der Zwischenkriegsjahre. Expressionistische Formen gehörten genauso dazu wie Erinnerungen an den Jugendstil. Aber auch die Erfahrungen des Bauhauses spielten eine zentrale Rolle. Zwei große Niedersächsische Bauzeugnisse zeigen die Spannweite der Architektur, auf die man sich hätte berufen könnten: Das Neue Rathaus in Hannover von 1913 von Hermann Eggert mit imperialer Geste und im eklektischen Stil einerseits und die Faguswerke in Alfeld von Walter Gropius von 1911. Vielfach allerdings griffen die Architekten auf Bewegungen zurück, die bereits in den 20iger Jahren des 20. Jahrhunderts sich zeigten. Das gilt für Otto Bartning mit seiner

Stahl-Glas Kirche auf der Kölner Pressa-Ausstellung, die er in seiner Essener Rundkirche 1930 übersetzte oder bei der Gustav-Adolf Kirche in Berlin Charlottenburg, die 1933 eingeweiht worden ist.

Auf katholischer Seite zeigten Dominikus Böhm und Rudolf Schwarz mit St. Engelbert in Köln und Schwarz mit der berühmten St. Fronleichnam in Aachen (1929-1930) ihr Können. Auch für Alvar Aalto gilt, dass seine ursprünglichen Erfahrungen im Kirchenbau bereits in den 20iger Jahren liegen. Finnland nimmt in der Kirchenarchitektur des 20. Jahrhunderts einen Spitzenplatz ein. Und der wichtigste Vertreter ist sicher Alvar Aalto, mit seiner Organik, den Schalendächern und die jeden Sonnenstrahl einfangende Lichtführung. In einem Aussatz aus der Mitte der 20iger Jahre schreibt Aalto über seine

„A simple, unpretentious room, one simple detail of which, a crucifix on a grey limestone wall, heightens the atmosphere of devotion, is a hundred times more beautiful than columns and ornamental flourishes framing an altarpiece many metres high

Theologie: Zudem gab es theologische Zeichen, die sich auch auf die Bedeutung des Kirchenraums auswirkten. Mit der Barmer Theologischen Erklärung von 1934 durch Karl Barth hatte sich eine reformierte Tradition zu Gehör gebracht, die in einer kritischen Distanz zu der Rede des „Religiösen“ stand. Karl Barth verstand das Wort Gottes als strikten Gegensatz zur Religion, die er als Selbstbehauptung des eigentlich gottlosen Menschen gegen Gott interpretierte. Kirche und Gemeinde wurden streng als Schöpfung des Wortes verstanden. Alle anderen Bestimmungen traten dahinter zurück. Soziale, psychologische, überhaupt empirische und ästhetische Kriterien waren zweitrangig. Reformiertes Erbe traf zusammen mit Gerichtsernst. Von Gott solle der Prediger reden, könne es aber nicht, da Gott ewiglich, der Prediger aber menschlich-irdisch sei. Die Zeit, der Raum, die Geschichte seien dunkle Folien auf denen das Wort Gottes, das Licht der Offenbarung aufscheint. Karl Barths Theologie räumte nicht nur mit dem verlogenen Pathos des Nationalsozialismus und der deutschen Christen auf. Seine radikale Kritik geht zurück bis ins 19. Jahrhundert und macht erst Halt bei der reformatorischen Theologie. Der Ansatz, bei einer radikalen Traditionskritik befreite natürlich auch zu ganz neuen, theologischen Entwürfen. Doch, so urteilte etwas frustriert der Kirchenbauarchitekt Gerhard Langmaack, „Einer solchen Kirche des reinen Wortes wird der Kirchenbau letztlich zu einer Verlegenheit.“ Langmaack verdankt Wolfsburg die Christuskirche. Dabei zeigte sich eine interessante Parallele zwischen der Barthschen Theologie und einem Liberalismus, die beide eher reserviert gegenüber dem Kirchenbau waren. Dazu gehörte ja übrigens auch Alvar Aalto, der durch ein stark von der Aufklärung geprägtes Elternhaus, erst einmal keinen direkten Zugang zum Kirchenbau hatte.

Immerhin deutet Langmaack an, dass es durchaus Theologen gegeben habe, die Befruchtungen für die Neugestaltung gegeben haben. Sicher gehört dazu auch seine Begegnung mit Oberlandeskirchenrat Mahrenholz, der ja hinzugezogen wurde, als die Wolfsburger ihre erste Kirche bauten.

Grundlegungen und Liturgie: Ein weiterer Ausgangspunkt für die Vielfalt des Kirchenbaus nach dem zweiten Weltkrieg lag in einer Erklärung von 1951, die der evangelische Kirchbautag in Rummelsberg verabschiedete. In diesem Rummelsberger Programm war es wichtig, dass man sich von älteren Kirchenbauprogrammschriften verabschiedete. Hatte es im 19. Jahrhundert noch im Eisenacher Regulativ geheißen: „Die Würde des christlichen Kirchenbaus fordert Anschluss an einen der geschichtlich entwickelten christlichen Baustile und empfiehlt in der Grundform des länglichen Vierecks neben der altchristlichen Basilika und der sogenannten romanischen Bauart vorzugsweise den sogenannten germanischen (gotischen) Stil“. Von solchen historischen Vorbildern für die Baukultur in der Kirche fand sich in Rummelsberg nichts mehr. Dort heißt es: Es gilt vielmehr, dass jede Zeit ihre eigenen Formen finden muss, in denen die christliche Gehalt zum Ausdruck gebracht werden soll. Die innere Orientierung ist auf den Gottesdienst ausgerichtet. „Der gottesdienstliche Bau und Raum soll sich um seines Zweckes willen klar unterscheiden von Bauten und Räumen, die profanen Aufgaben dienen. Aber zugleich wächst er über jede rationale Zweckbestimmung hinaus, da er mit seiner Gestalt gleichnishaft Zeugnis von dem geben soll, was sich in der gottesdienstlich versammelten Gemeinde begibt: Nämlich die Begegnung mit dem gnadenhaft in Wort und Sakrament gegenwärtigen heiligen Gott“. Mit diesem Ansatz knüpft man zugleich an ein Wort eines Theologen an, der bereits 1906 gefordert hatte, der Kirchenbau müsse gebaute Liturgie sein. Otto Bartning forderte, dass die architektonische Spannung des Raumes der liturgischen Spannung entsprechen sollte.

In diesem Ansatz finden sich Verbindungen zwischen dem Raum und seiner Funktion. Während die Theologie Karl Barths eigentlich keinen Hinweis geben konnte auf die Form, so fand sich in der Bedeutung der Liturgie eine Beschreibung, der die Architektur folgen konnte. Aus diesem Programm entstand die Vorstellung, der Raum selbst sollte ein gerichteter Raum sein mit einer Altar Bühne, an deren Übergang die Kanzel als Ort der Predigt seitlich ihren Platz findet. Die Baustoffe sollten natürliche Materialien sein, Kunststoffe wurden abgelehnt, auch Sperrholz und Beton. Nach der Zeit der Provisorien, die Notkirchen waren klar als Übergangsbauten errichtet und hatten eine Lebensdauer von nicht mehr als 20 oder 30 Jahren, so schätzte man, wollte man wieder eine Kirche mit einer modernen Ausstattung.

Damit ist aber zugleich ein weiterer entscheidender Punkt für den Kirchbau im 20. Jahrhundert. gegeben, der in der liturgischen Bewegung lag, die in Gestalt der Michaels-Bruderschaft aus der Berneuchener Bewegung hervorgegangen war. Ihr Ziel war die Schaffung einer symbolisch-liturgischen Kultur mit einer Orientierung an der katholischen Messfeier. Dazu gehörte die Ostung der Kirche wie auch der räumlich hervorgehobene Altar als „Grenzstein der irdischen Welt“; dahinter nun ist der Bereich der Eschatologie, des Wiederkommenden Christus“.

Für die Taufe wurde in dieser liturgischen Bewegung ein eigener Taufort vorgesehen, meist am Eingang des Kirchenraums, so dass der Gläubige symbolisch den Weg vom Eingang zum Altar bis zur Grenze der zur Ewigkeit geht. Die Liturgie als Bauherrin der Kirche. In dieser Funktion findet sich der Kirchenraum ein. Erstaunlich ist, dass die Kirchenräume von Aalto diesem Bild teilweise folgen. In der Asymmetrie des Raumbildes weicht er von einer zentralen Vorgabe ab und entwickelt zeitgleich mit Le Corbusier eine neue Architektursprache für den Kirchbau. Dieser Wechsel ist bezeichnend, weil er selbst in den Vorschlägen der 20iger Jahre nur ganz selten auftauchte. Zudem wurde die Einführung von Diskrepanzen in der Architektur bei Aalto ein entscheidendes Charakteristikum. Formen und Raumbewegungen mussten neu erschlossen werden, fügten sich nicht in gewohnte Figuren und Traditionen ein. Aalto, so beschreibt Susanne Müller Aaltos Annäherung an diese Erfahrung liturgischer Vollzüge in der Kirche, Aaltos „Kirchenbesuche waren vorwiegend von seinem Interesse motiviert, die religiösen Zeremonien und Rituale zu beobachten, um daraus Aussagen für sein Entwurfskonzept abzuleiten“. (S. Müller, Aalto und Wolfsburg, Weimar 2008, 124)

Bis auf wenige Ausnahmen sind die Kirchen der 50iger Jahre auf die Prinzipalstücke konzentriert: Altar, Kanzel, Taufstein und längs gerichtete Räume gewesen. Auch bei Aalto bleiben sie es, aber mit einer auffälligen Art von Verschiebungen, Verrückungen, die eine neue Lesart in den Raum einfügte. Ebenfalls wurde von vielen Architekten die Rummelsberger Vorgabe, Beton zu vermeiden, dieser Werkstoff schnell aufgenommen, bis er in den 60iger Jahren der typische Werkstoff geworden ist, übrigens mit faszinierenden Nachfolgen bis zum Anfang des 21. Jahrhunderts. Um nur zwei Beispiele zu nennen, das ökumenische Gemeindezentrum in Freiburg-Rieselfeld und die große, 200 Millionen Dollar teure Kirche in Los Angeles, die im Jahr 2002 eingeweihte *Cathedral of Our Lady of the Angels*, mit riesengroßen, faszinierend braun eingefärbten Sichtbetonflächen.

Würde man in diesem Bericht auch von dem katholischen Kirchenbau sprechen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts müsste man auf die Stimmung vor dem 2. Vatikanischen Konzil hinweisen. Schon lange im Vorwege gab es Überlegungen, ob denn im Angesicht der

liturgischen Bewegungen eine andere Form des Kirchbaus notwendig sei.

Der Kirchenbau aber blieb auch in allem Experimentieren eine besondere Bauaufgabe für jeden Architekten. Es war immer eine Aufgabe von besonderem Rang, die sich nun aber, neben den liturgischen auch theologischen und ganz praktischen Fragen auseinanderzusetzen hatte. In den ersten Nachkriegsjahren ist es nicht nur wegen der begrenzten Mittel eine bewusst bescheidene, unmonumentale Haltung, die man bevorzugt. Die Bartning-Notkirchen wurden für weniger als 50.000 Mark errichtet, weil sie oftmals auch mit Trümmersteinen aufgerichtet werden konnten. Während der fünfziger Jahre werden dann verstärkt neue Materialien in den Kirchenbau eingeführt und durch die Ausstrahlung von Le Corbusiers 1955 vollendeter Wallfahrtskapelle in Ronchamp wurde auch die bauplastischen Formen innovativer. Hieran hat auch die Architektur von Alto entscheidenden Anteil. Der Kirchenbau der Nachkriegszeit hat, sofern er nicht Kirche und Gemeindezentrum als ein und dasselbe verstand, die Chance genutzt, die durch die neuen Baumaterialien entstanden: Es wurde mit architektonischen Formen für das Außeralltägliche experimentiert. Oftmals stießen diese Versuche auf das Unverständnis der Gemeinden, die aber dennoch in der Lage waren, dem Sakralen in der modernen Gesellschaft durch moderne Mittel und Baustoffe Ausdruck zu verleihen.

Wenn man nun abschließend nach dem Zusammenhang von Funktion und Raum in der Kirchenarchitektur der Nachkriegszeit fragt, könnte man es bei diesen Hinweisen belassen und noch einige ästhetische Betrachtungen anfügen. Doch ich möchte abschließend noch einen Versuch anschließen, der uns ein bisschen deutlicher macht, in welchem Feld wir uns bewegen. Selbst wenn man Liturgie als Funktion für einen Kirchenraum beschreibt, bleibt davon erst einmal nicht viel übrig für einen Architekten. Über Raumgröße und Weite, Dimensionen und Proportz, Materialien und Licht ist nichts gesagt. Wie also ginge es, wenn wir uns noch einmal die Funktion anschauen. Könnte es sein, dass die Freiheit des Gestaltens beim Kirchenraum auch daraus resultiert, dass der Kirchenraum eigentlich keine Funktion hat?

Dazu eine kurze Erklärung. Wir haben es uns fast schon vollständig abgewöhnt, einen Sachverhalt, ein Phänomen oder eine Handlung ohne ihre Ziele und ihren Nutzen zu betrachten. Die Grundfrage unserer Zeit ist die Frage nach dem „wozu?“. Welche Ziele und Zwecke haben die Phänomene, die mir in dieser Welt begegnen? Und welchen Nutzen? Diese Denkfigur wird nicht nur an Orte, Räume und Wohnungen angelegt - und ist übrigens mit dafür verantwortlich, dass Wohnungen häufig als reines Wirtschaftsgut unter Renditegesichtspunkten betrachtet werden - sondern an fast alle Bereiche des Lebens. Eine Haltung, die sich ziellos und verschwenderisch gibt erscheint uns ungewöhnlich wenn nicht absurd. Der Philosoph und

Physiker Paul Feyerabend hat in seiner Autobiographie unter dem provokanten Titel „Zeitverschwendung“ über seine Handlungen resümiert: „Fast alle meine Handlungen waren vorläufig, unfertig und ohne ein allgemeines Ziel“¹. Jüngst bekam ich eine Postkarte geschickt mit einem Zitat von Wolfgang Koeppen: „Mein Ziel ist die Ziellosigkeit“. Solche Positionen widersprechen der modernen ökonomisierten Verzweckung von allem und jedem und sie wirken beinahe naiv. Zu sehr haben wir uns darauf eingestellt, dass jeder Handlung ein Ziel folgen müsse, so dass Verschwendung oder Ziellosigkeit scheinbar unbrauchbare Lebensstile sind. Die Frage nach dem Nutzen macht sogar vor der Religion nicht halt. Wer so fragt, unterstellt, es gäbe eine Funktion von Religion.

Eine solche funktionale Betrachtung fragt nach dem, was Kirchen oder was Spiritualität und Religion leisten. Welche Aufgaben löst Religion, auf welche Fragen antwortet sie? In einer solchen Betrachtung steht Religion neben der Wissenschaft, der Erziehung, der Politik oder der Wirtschaft und übernimmt für eine Gesellschaft und für das Individuum bestimmte Funktionen. Diese funktionale Suchbewegung beschreibt jedoch nur die Außenseite von Religion. Die „Bundeswerteagentur“, als die die Kirche manchmal bezeichnet wird, zeigt so eine funktionale Religionswahrnehmung. Die Kirche soll Werte tradieren und damit dem Zusammenhalt einer Gesellschaft und der Orientierung des Einzelnen dienen. Sicher ein ehrenwertes Ziel, aber welche theologische Begründung gibt es für diese Funktion der Kirche? Jesus ist nicht durch Lande gezogen nach dem Motto: „Seid anständige Leute und tradiert die guten Werte, damit die Gesellschaft weiß, woran sie sich halten kann“, sondern er hat das kommende Reich Gottes gepredigt. Die Religion gerät, wenn man nach ihrer Funktion und ihrem Nutzen fragt, in das Dilemma des Placebo-Effektes, das der katholische Philosoph Robert Spaemann so formulierte: „Gott kann nur solange eine anthropologische Funktion erfüllen, als er nicht von dieser Funktion her verstanden wird. Für den moralischen und anthropologischen Gott ist Aufklärung ebenso das Ende, wie für einen Placebo ein Scheinmedikament, das gerade solange wirkt, wie der Patient nicht durchschaut, dass nur sein Glaube es war, der die Wirkung hervorbrachte“.² Religion kann also etwas nützen, aber sie kann nicht von diesem Nutzen her verstanden werden.

Fragt man weiter, stößt man auf die Substanz der Dinge, nicht nur auf ihren scheinbaren Nutzen. Das ist eine Blickrichtung, die zeigt, dass alle Nützlichkeitsabwägungen über Religion, die Untersuchung ihrer Geschichte und ihrer Wirkungen noch nichts über ihre Bedeutung für den Gläubigen selbst aussagen. Religion und Spiritualität haben eine Binnenperspektive religiösen Bewusstseins, die mit der Funktion von Religion nicht erfasst wird.

¹ Zitiert nach Christ in der Gegenwart, Nr. 38, Freiburg, 20.09.2009, 1

² Robert Spaemann, Funktionale Religionsbegründung und Religion in ders.: Das unsterbliche Gerücht, Stuttgart 2007 92ff

Niemand beginnt zu glauben, weil ihm die Nützlichkeit des Glaubens demonstriert wurde. Die Botschaft Jesu Christi beginnt nicht mit einer Voraussetzung oder einem Plausibilitätsargument, sondern mit der Zuwendung Gottes zum Menschen.

Der substantielle Religionsbegriff dagegen fragt nach den Erfahrungen des Glaubens. Der Sinn von religiösen Vorstellungen, von Ritualen und Symbolen sowie irrationalen Praktiken lässt sich nicht nur von „außen“ erschließen. Wer den Glauben verstehen lernen will, der muss erkennen, wie den Frommen ihr Gott dazu verhilft, die Welt sinnhaft zu deuten und das fragmentarische Leben in einen schlüssigen Zusammenhang zu überführen.

Bei der Frage nach der Funktion des Raumes suspendiere ich mich also von allen funktionalistischen Beschränkungen und glaube, wenn wir an den Kirchenraum herangehen, müssen wir eher nach dem poetischen, dem mythischen, dem heiligen Raum suchen. Räume also, die erlebt werden müssen, damit sie ihre Wirkung entfalten können. Jeder kennt solche kraftvollen Orte, an denen wir verwandelt werden und diese Räume bestimmen unser Leben mehr, als jede rationale Nützlichkeitsabwägung.

Dass dieses nicht nur Kirchen bestimmt, sondern direkt bei uns „zu Hause“ schon beginnt will ich zum Schluss zeigen. Es gibt eine Korrespondenz zwischen den inneren und den äußeren Räumen. Beide sind aufeinander bezogen. Das Unbewusste lebt nicht irgendwo, sondern in inneren Räumen, die ihre Entsprechung in äußeren Räumen finden. Das Haus beschützt die Träumerei und umhegt den Träumer. Und deshalb ist das Haus, idealisiert und geträumt, die große Integrationsmacht für Gedanken und Erinnerungen, Sehnsüchte und Träumereien.

Ein persönlicher Schluss:

Meine Großmutter lebte in Eiderstedt, bei St. Peter Ording an der Nordsee auf einem alten Resthof. Sie war dort geboren und hatte diesen Ort kaum einmal weiter als Hamburg hinter sich gelassen. Auf einem alten Deich aus dem 16. Jahrhundert stand dieser Hof, gut 100 Jahre alt. In rotem Backstein gemauert umringt von hohen Bäumen, die sich ostwärts neigten. Als meine Großmutter starb, besuchte ich den leer geräumten Hof. Ich ging durch die „gute“ Stube, sah die welken Tapeten, roch das feuchte Holz der Dielen und lief durch die verlassen Zimmer. Dabei erinnerte ich mich an all die Ferientage in den Sommern meiner Kindheit in diesem Haus. Erinnernte die langen Abende mit rauen Feiern an üppig gedeckten Tafeln in bäuerlicher

Gesellschaft. erinnerte mich an meine Großmutter, wie sie noch in den letzten Lebensjahren, als gebrechliche Frau an diesem Haus festhielt, das ohne Nachbarn war und einsam und trotzig auf dem Deich stand.

Das Haus der Großmutter ist eine autobiographische Erinnerung. Ein Gedächtnisort der persönlichen Lebensgeschichte. Ein Ort, der ein paar Facetten meiner Lebensgeschichte speicherte, auch noch, als er leer geräumt war. Die inneren Bilder einer Frau, die alt war und immer älter wurde, werden im Geruch der Dielen und im sonoren Takt des großen Uhrenpendels im Flur aufbewahrt. Bis heute rufen der Geruch von morschem Holz und feuchtem Mauerwerk, der knarzende Ton einer schweren Tür oder ein Sturmwindheulen die Erinnerung an diesen Ort wieder wach.

Räume speichern Lebensgeschichten. Und solche Erfahrungen führen uns zum Rätsel des Raumes. Denn die Dignität eines Raumes, seine Würde, lässt sich nicht in physikalischen Begründungen einer Raumtheorie finden und erst recht nicht in seiner Funktion, wenn es um Kirchenräume geht. Sie verbirgt sich nicht in einer Kosten-Nutzen-Analyse oder Wirtschaftlichkeitsberechnung. Sie wird erfahren und erlebt. Sinnlich wahrgenommen und unbewusst-bewusst verarbeitet. Der Philosoph Gaston Bachelard hat das in einem Essay über die Poetik des Raumes einmal so beschrieben: „In den Träumen durchdringen einander die verschiedenen Wohnungen unseres Lebens und hüten die Schätze der alten Tage. Wenn im neuen Hause die Erinnerungen der alten Wohnungen wieder aufleben, reisen wir im Lande der unbeweglichen Kindheit, unbeweglich wie das Unvordenkliche. Wir erleben Fixierungen, und es sind Fixierungen des Glückes. Wir trösten uns, indem wir Erinnerungen an Geborgenheit nacherleben.“³

³ Gaston Bachelard, Poetik des Raumes, Frankfurt am Main 1987, 32